

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General Anzeiger).



## Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.  
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.  
(Fortsetzung.)

„Marie,“ wiederholte er, dicht vor ihr stehend, und sah ihr ernsthaft in die Augen, „sag mal — ist dir auch so wunderbar, so bedeutungsvoll zuzunite? Du lachst mich vielleicht aus, aber ich kann's nicht helfen: Mir ist, als wenn ich eben etwas ungeheuer Wichtiges erlebt hätte! Und dabei ist mir doch nur ganz klar geworden, was ich schon lange mit mir herumgetragen. — Soll ich dir einmal alles erzählen? Willst du mich ganz still anhören? Du kannst so wunderbar zuhören, das hab' ich gestern abend bereits erprobt. Da konnte ich so froh und leicht zu dir sprechen, mir alles vom Herzen herunterreden, in völligem Vertrauen, wie ich's noch zu keinem anderen Menschen gekonnt habe. — Darf ich dir nun auch den letzten Rest ausschütten? Es würde mir unendlich wohlthun!“

Er sah ihr bittend ins Gesicht. Marie nickte stumm. Sie hätte in diesem Moment kein Wort herausgebracht, und wenn es sich um ihr Leben gehandelt hätte. — Sie wich noch ein wenig zurück, und er lehnte sich neben ihr aus Geländer, schlug die Arme übereinander und erzählte, ohne sie anzusehen:

„Sie heißt Elfriede. Wir kennen uns schon seit drei Jahren. Seitdem ich nach Braunschweig kam. Ihr Vater lebt da mit seiner großen Familie und einem recht kleinen Einkommen — er ist, was so die Leute einen mittleren Beamten nennen. Ich wohnte ganz in ihrer Nähe — Hans an Haus — und mußte täglich an ihrer Parterrewohnung vorüber zum Kontor gehen. Dann stand Elfriede am Fenster und goß ihre Blumen, und ich sah hinein und grüßte schließlich einmal, und von da an täglich — so hat es angefangen, und so oder ähnlich sängt es wohl immer an. Wir hatten noch kein Wort miteinander geredet, als ich die ganze Familie durch Zufall auf einem Sommerausfluge kennen lernte — wenn man so was Zufall nennen darf. Natürlich verkehrte ich von da an in ihrem Hause, schloß mich auf Sonntagspaziergängen an und wurde mit gemütlicher Selbstverständlichkeit als Freund des ganzen Hauses betrachtet — von Elfriede vielleicht als mehr. Stillschweigend — was hätte es für einen Zweck gehabt, wenn wir uns gesagt hätten, was wir doch schon doneinander wußten? — Wir waren ja beide so lächerlich arm. Also an eine Verlobung dachte weder sie noch ich. Und so innig war der Zusammenhang der ganzen Familie, so streng behütet war sie ohne Absticht dadurch, daß wir kaum je ein paar unbelauschte Worte haben wechseln können — so daß ich gar nicht in die Gefahr geriet, ihr mehr zu sagen, als ich durfte. Die stille Liebe war eine harmlose Ausschmückung meiner einförmigen Gedankenwelt, meiner wenigen Feiertunden — weiter nichts; um sich zum Begehren zu verbich-

ten, dazu war sie von Anfang an zu hoffnungslos. Und dazu war auch Friede zu rein, zu wunschlos still, zu traumhaft lieblich. Friede! So nennen sie Eltern und Geschwister. Und der Name paßt für sie wie kein anderer. Doch ich will nicht versuchen, sie dir zu schildern. — Du müßtest sie selber sehen, um sie in ihrem ganzen unfäglischen Liebreiz begreifen zu können.“

Hansens Stimme hatte bei den letzten Worten geschwankt. Jetzt schwieg er ganz und gar und begann in starker innerer Erregung vor Marie auf und ab zu gehen. Sie stand still, als sei sie mit dem grauen Steingeländer verachsen. Zweimal öffnete sie vergeblich die Lippen, um die Frage zu stellen, die ihr auf der Seele brannte.

„Und — als du das Geld bekamst“ — brachte sie endlich heiser hervor, „hast du's ihr doch sagen können?“

Hans blieb stehen und strich mit der Hand über die Stirn.

„Ja,“ sagte er langsam, „da hätte ich's ihr sagen können. Natürlich. Jetzt kommt's mir auch so vor — in diesem Augenblick kommt's mir so vor — als ob ich das gleich hätte tun müssen. Das Sonderbare ist nur: ich habe damals — als das Geld kam — und bis auf den heutigen Tag, bis fast auf diese Stunde — nicht so gedacht.“

Er tat wieder ein paar rasche Gänge hin und her, ehe er, stehenbleibend, weiter sprach.

„Als die Erbschaft kam, empfand ich zunächst nur eins: jubelndes Entzücken über meine Freiheit. Keinen Gedanken hatte ich für etwas anderes übrig. Es kam dazu, daß Wiedenbrinck's — Elfriede's Eltern — mit ihr verreist waren. Zum erstenmal in den drei Jahren verreist. Zu einer sterbenden Großmutter. — Ich sah sie also nicht, ich hörte nichts von ihr, der märchenhafte Zauber ihres Elfenwesens wirkte nicht auf mich ein —, da verhärtete sich mein Herz in kältestem Egoismus. Ich sehe heute ganz klar ein, daß es das und nichts anderes war! Ich hatte Angst, ganz gemeine, feige Angst, um meine kostbare, neugewonnene, nie vorher gefasste Freiheit. — Siehst du, Marie, die Bestie Mensch! Eine Entschuldigung gibt's vielleicht für mich: daß ich vorher nie an eine Heirat gedacht hatte. Wer sie ist doch höchst sadenscheinig! In Wirklichkeit war's eben nichts, als ein außerordentlich minderwertiger Charakterzug von mir, dieser rückhaltlose Freiheitsrausch.“

„Du hast sie — noch nicht wiedergesehen seitdem?“

„Nein. Ich reiste ab, ehe sie zurückkehrte. Reiste ab, als ihr kleiner Bruder mir auf der Straße erzählte, die Großmama sei tot und begraben, und Eltern und Schwester kämen nun bald wieder heim. Ich kriech aus, Marie, feiger Kerl, der ich war, weil ich wußte, daß ich vor Elfriede's steghaftem Lächeln doch bald die Waffen strecken würde!“

„Und — nun?“

„Nun hat sie auch ohnedem gestiegt. Wunderbar! Das Zusammentreffen mit dir — unser Wiedersehen und Beisammensein — hat mir das geliebte Mädchen wieder ganz nahe gebracht! Obgleich ihr doch nicht die geringste Ähnlich-

keit miteinander habt. Aber sie war eben mit einem Male wieder da. — Und ich weiß auch, wie es gekommen ist. Wie wir Erinnerungen austauschten, du und ich — und ich, ein warmherziger, selbstloser Junge, wurde im Geiste, von des Gedankens Wäse unangekränkt — da ist's so ganz allmählich über mich gekommen. — Und Philipp Koch hat recht: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. — Und du hattest recht mit dem, was du über die Sehnsucht nach dem eigenen Heim sagtest. Allein in der Welt wird man kalt und hart und armfellig. Das hab' ich an mir jetzt recht deutlich gespürt. Wie sagt der Dichter? „Alle großen und guten Gedanken kommen aus dem Herzen!“ Meins ist in Selbstgenügsamkeit verknorpelt und verknöchert. Nun weiß ich wieder, daß es etwas Besseres gibt. Nun kann ich wieder mit dem Herzen denken. Sie wird's mich lehren, sie, die so ganz Herz, Seele, Partifinn ist. Ach, Marie! Liebe alte Marie! Wie soll ich's dir je danken, daß du mich auf mein besseres Selbst zurückgeführt hast!“ —

Hans sprach in überquellendem, hingerissenen Empfinden. Er bekaufte sich an seinen eigenen Worten, er strahlte, er glühte. Und Marie stand immer schweigend und sah an ihm vorbei und sah, daß es immer lastender dunkel wurde — harrte aus, ob nicht irgend etwas geschähe, was sie von dem ungeheuren Druck befreite.

Jetzt machte er eine seiner raschen Bewegungen auf sie zu, streckte die Hände ihr entgegen, als ob er die ihren fassen, sie an sich ziehen wollte. Das gab ihr die Kraft, auf die sie gewartet hatte. Sie hastete an ihm vorüber, sie stieß ihn fast zurück:

„Du mußt fort!“ presste sie atemlos hervor. „Wenn du dich jetzt nicht sehr beeilst — kommst du gar nicht mehr zum Zuge zurück!“ —

Er lachte hell auf. Es war ein Lachen, das auch ihn befreite. Ein prachtvoller Kamerad, dieses Mädel! Bei ihr kam man nicht in Gefahr, sich in uferlose Gefühlschwelgerei zu verlieren! Er zog die Uhr: „Du hast recht!“ und reichte ihr flüchtig die Hand:

„Leb' wohl für heute — ich werde laufen müssen — bleib lieber zurück. Ich schreib' dir, sobald sich's entschieden hat — nach deiner Berliner Pension, nicht wahr? Morgen geht's nach Braunschweig!“

Er schwenkte grüßend den Hut und wandte sich zum Gehen. Noch einmal drehte er sich halb zurück.

„Du! Dein Geld! Ich hab' jetzt keine Zeit, mit dir abzurechnen! Ich tu's unterwegs und schreibe dir, wieviel du zurückbekommst, und geb's dir gelegentlich. Du kriegst jedenfalls noch 'ne Menge zurück — der Tag war billig!“

Und er grüßte und winkte noch einmal und kaufte davon — in froher Hast, seinem Glücke zu. Marie aber stand wie festgenagelt und starrte ihm aus trockenen Augen nach.

Ein billiger Tag! Ein billiger Tag! Hartes, rasch unterdrücktes Schluchzen erschütterte ihre ganze Gestalt. Ein billiger Tag! sagte Hans im Glück. Der armen Marie kommt eine bange Ahnung, als habe der Tag sie unendlich viel getostet.

3.

„Liebe Marie!

Es ist erreicht, der große Wurf ist mir gelungen, das holde Wunder ist an mir geschehen. Bestürzte nicht, daß ich Dich mit einer Schilderung meiner Bräutigamseligkeit andeuten werde. Dazu habe ich selbst in meiner schwimmenden Seele noch zu viel Respekt vor Deinem klaren, nüchternen Wirklichkeitsbild! Vielleicht auch das Gefühl, daß man aus solchem Traum wohl ein Gedicht schaffen kann — oder ein Lebensglück — aber keinen halbwegs verständlichen Brief. Nur die äußeren Geschehnisse sollst du erfahren. Und auch die nur kurz. Die Hauptsache weißt Du ja nun bereits. Es war alles so lächerlich einfach — ein Kinderspiel, und bedeutete doch so viel. Sie hatten bereits von der Wendung in meinem Geschick erfahren, so daß mir angenehmerweise langstielige Erklärungen erspart blieben. Gleich nachdem ich — etwas bangen Herzens — in das gemeinsame Familienwohnzimmer getreten war und die Glückwünsche aller entgegengenommen hatte, verkümmelten sich erst die Mutter, dann die Geschwister, schließlich ward auch der Vater abgerufen, und ich blieb mit Else allein — zum erstenmal in unserem Leben.

Sie hat immer auf mich gewartet, immer. Und nie an mir gezweifelt. Niemals. Du müßttest das von ihren eigenen Lippen hören, in welche Abgründe demütiger Zerknirschung,

in welche Weltmeere unbegrenzter Seligkeit mich dies Verständnis gestürzt hat!

Ein ganz klein wenig fange ich aber doch schon wieder an, nach einem festen Stützpunkt in all der himmlischen Verwirrung zu angeln. Else besitzt ein wundervolles Verständnis auch dafür. Ihren gutherzigen, ein bißchen weltfremden Eltern erscheine ich leider jetzt als ein halber Kröfus. Sie haben ja ute auch nur annähernd ein Einkommen von sechstausend Mark befaßen — geschweige denn solch märchenhaftes Kapital, was da jahraus, jahrein Dukaten ausheckt, ohne daß man was anderes dabei zu tun hat, als vierteljährlich ein paar Puponzettel abzuschneiden. — Von einer dichterischen Tätigkeit hat die gesamte Familie Wiedenbrind — wieder mit der einen göttlichen Ausnahme — selbstredend keinen Schimmer von Begriff. Sie nehmen's bei mir für einen netten Zeitvertreib, eine Laune, die sich ein so reicher Mann schon gestatten darf. Sie begreifen's nicht als Selbstzweck, und sie fassen anscheinend auch nicht, daß man damit nebenbei auch noch Geld verdienen kann. Else versucht, ihnen das letztere wenigstens klar zu machen, da sie wohl empfindet, daß den braven Leuten für den idealen Wert niemals Verständnis aufgehen wird. Und Else ist es auch, die völlig mit mir übereinstimmt, daß ich mich bald von ihr löstreibe, irgendetwo anders in die Einsamkeit begeben oder auf Reisen seelisch auslüfte — je nachdem mein Genius es fordert — und die stilgemäßen Monate bis zu unserer Hochzeit damit verbringe, erst einmal etwas zu leisten, was mich vor mir selbst berechtigt, die Hand nach der holdesten aller Menschenblumen auszustrecken und gemeinsames Leben auf meiner Kunst zu gründen. —

Ich hab' auch bereits einen ganz großen, ganz wunderbaren Plan. Aber wenn ich dir davon zu erzählen anstange, würde dies kein Brief, sondern ein Buch — und das Buch soll erst im nächsten halben Jahre geschrieben werden.

Sie kennt den Plan und versteht ihn und billigt ihn und regt stündlich neue Gedanken in mir an, weniger durch Worte, als durch ihr Lächeln, ihr Erröten, einen Seufzer, einen Augenaufschlag, aus dem der ganze Himmel ihrer Seele schaut. —

Halt, Hans Imhoff! Eine gewisse, kühle, kaltherzige, junge Dame lacht in diesem Augenblick hell auf. Lacht den verliebten Bräutigam aus. — Ich schicke Dir ein Bild, das Dich bestigen wird, alte Marie!

Tausend Grüße von ihr und mir.

Dein Hans J.“

Marie las den Brief an einem nebeldüsteren, nässe-triefenden Nachmittage, eine Woche nach ihrer Rückkehr in die Berliner Pension. Es war so dunkel geworden während des Lesens, daß sie den Kopf ganz nahe an die Fensterscheiben pressen mußte, um die Schlusssätze zu entziffern. Das Bild, das der Umschlag noch enthielt, war in dem trüben Dämmerlicht nicht mehr zu erkennen. Sie sah eine Weile unentschlossen und sah in die fließenden Regenmassen draußen. Der Lärm der Großstadt tönte kaum bis zu ihrem Zimmer im vierten Stock hinauf; es war unsäglich still um sie her. So still, daß sie das tödliche Schweigen nicht mehr ertrug. — Sie sprang auf, schaltete das elektrische Licht ein, das in einem Moment das ganze kleine Zimmer in blendenden Glanz tauchte, und betrachtete, dicht unter der Lampe stehend, das Engelsköpfschen von Hans Imhoffs Braut mit leidverschärften Blicken.

Es besiegte sie, ganz wie er's gewollt hatte. Sie sah mit einem Lächeln auf, gerade in den Wandspiegel hinein. Sah drin sich selbst, die gerade, steife Gestalt, ediger noch in den Bewegungen als in den Formen — sah das eigene, dunkle, unregelmäßige Gesicht, das puritanerhaft schlicht gescheitelte Haar, die anmutlose Linie des fest zusammengepreßten Mundes, die starren, strengen Augen. — Unbarmherzig zergliederten diese Augen das Bild im Spiegel. — Und dann tat Marie, was Hans Imhoff von ihr erwartet hatte: sie lachte — lachte laut und herbe. —

„D — du — Närrin!“ sprach sie höhnvoll zu ihrem Spiegelbild. Dann verbarg sie Brief und Bild von neuem im Umschlag, vergrub alles in ihrem Koffer, ganz tief unten, zog die Schreibmappe hervor und setzte sich zur Arbeit zurecht:

„Lieber Hans!

Ich danke Dir für Deinen Brief und das Bild Deiner Braut und gratuliere auch schön. Glück braucht man Dir eigentlich nicht erst zu wünschen. Du wirst ohnehin immer welches haben.

Das Bild Deiner Braut ist so schön, wie ich noch nie was gesehen habe.

Ich siehste seit einer Woche wieder hier und suche Wohnung — allein, denn Mille könnte ich nicht dazu gebrauchen, selbst wenn sie wollte. Sie denkt aber gar nicht dran. Sie hat eingewilligt, zu mir zu kommen, aber nur unter der Bedingung, daß sie ihren Hund mitbringen darf. Er heißt „Puß“ und ist ein alter, bissiger, überfütterter Wolfspitz, grad so fett, wie Mille mager ist. Sie hat ihn mal irgendwie vom Verhungern gerettet und zu sich genommen und kann sich nicht mehr von ihm trennen. Natürlich wäre das Geschöpf in einer Berliner Freudenpension — vier Treppen hoch — undenkbar; deshalb ist Mille vorläufig daheim geblieben. Heute vormittag ist es mir gelungen, eine Wohnung zu finden. In Friedenau, wohin ich aus Versehen gefahren bin, indem ich einen falschen Ringbahnzug bestieg. Ich hab' sie eigentlich nicht genommen, weil sie besonders schön oder preiswert ist, sondern die vermietende Hausbesitzerin einen ungewöhnlich glatten Redefluß, eine besonders glänzende Anpreisefähigkeit besitzt. Um des Hundes willen mußte es eine Parterrewohnung sein — diese ist noch düstler, wie Parterrewohnungen in Berlin sonst zu sein pflegen. Um Milles willen, die leicht friert, ist's ein: mit Zentralheizung — was ich verabscheue; ich schlafe z. B. mit Vorliebe ganz kalt. Aber ich denke, im Winter wird diese Heizung schon von selbst einfrieren. Der Portier sah mir ganz danach aus. Es wird also wunderschön werden, und die Hauptsache: Wir können sofort einziehen, die Wohnung ist leer, hat bisher augenscheinlich immer leer gestanden. Wir sind die ersten, die den Mut haben, hineinzuziehen.

Die Adresse: Friedenau, Kosenstraße 7 — falls Du mit mal wieder was zu schreiben hast.

Es grüßt Dich und Deine Braut

Marie Krumpa."

(Fortsetzung folgt.)

### Hindenburg und die deutschen Klassiker.

Kürzlich wurde darauf hingewiesen, daß ein Hindenburg, und zwar der Mathematiker Karl Friedrich (1746—1808) vor über hundert Jahren zu den Berühmtheiten der Leipziger Hochschule gehörte. In einer hübschen Mitteilung über diesen Gelehrten die E. Obstein forsen in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ Verlag von E. A. Seemann in Leipzig) veröffentlicht, wird darauf hingewiesen, daß aus den Andeutungen, die Hindenburgs Bruder Bernhard in seinem Buche über den Feldmarschall gibt, der Zusammenhang der bürgerlichen Hindenburgs, denen jener Begründer der kombinatorischen Analysis angehörte, mit der Familie des Feldherrn wohl als wahrscheinlich anzunehmen ist. Der Mathematiker Hindenburg stand mit Bürger in Beziehung, von dem ein Brief an ihn veröffentlicht worden ist, und er gehörte zu dem Bekanntheitskreis seines Göttinger Kollegen Lichtenberg. In den Briefen, die die beiden Mathematiker gewechselt haben, waltet der sachmännische Inhalt vor, doch verbindet sie in den Jahren 1778/79 auch gemeinsame literarische Interessen. Damals war Hindenburg — im Alter von 38 Jahren — mehrfach für längere Monate in Göttingen als Hofmeister und Vorleser eines Herrn v. Schönberg, und wie Lichtenberg war auch Hindenburg Gegner Labatrs; dies beweisen zwei kleine Gedichte, die er in den Göttinger Mitteilungsblättern von 1779 und 1780 veröffentlichte und die Lichtenberg „vortrefflich“ fand. Hindenburg hat sich auch sonst dichterisch versucht und im „Deutschen Museum“ von 1778 als poetisches Denkmal auf Daller ein Gedicht „Daller“ veröffentlicht, dessen einzelne Zeile er mit wenigen Ausnahmen, wie er selbst hervorhob, aus Dallers „allgemein bekannten Gedichten genommen“ hatte. Aus Hindenburgs späterer Leipziger Zeit ist mancherlei bekannt. Der Physiologe Karl Friedrich Burdach erzählt in seiner Selbstbiographie, daß er in den Jahren 1793 bis 1797 Hindenburgs Vorlesungen über Mathematik, sowie auch seine ausgezeichneten Vorträge über Physik gehört habe. „Dieser berühmte Erfinder der kombinatorischen Analysis führte trotz einiger Unbeholfenheit seine Experimente in der Regel gut aus, wie er denn auch in seiner äußeren Haltung als ein pedantischer Stubensitzer erschien, in der Gesellschaft aber Wit und Laune bewies.“ Als Burdach dann im August 1798 in Leipzig promovierte, erregte er sich in einer Pause daran, wie seine Examinatoren über die geringfügigkeiten des Lebens im tiefsten Tone der Junksgelehrten sich unterhielten, wobei unter anderem Hindenburg an den zeitigen Defan Bed, der ein kleines Landgut besaß, die Frage richtete: „Sind bei Eurer Spektabilität die Kartoffeln gut geraten?“ Die Beziehungen Hindenburgs zu Heinrich von Kleist sind kürzlich des näheren besprochen worden. Kleist, der damals (1803) an seiner Tragödie „Robert Guiskard“ arbeitete, fand bei dem Mathematiker volles Verständnis und überhaupt einen väterlichen Freund. Uebrigens war Hindenburgs Urteil wohl sehr gesucht. So hatte er für die Leipziger Universität ein Gutachten abgegeben, wann das neue Jahrhundert seinen Anfang nehme, und

Hindenburg entschied dahin, daß es am 1. Januar 1801 beginne. Das zu Leipzig 1809 erschienene Verzeichnis seiner Bibliothek bezeugt seine allgemeine und umfassende Bildung.

### Vermischtes.

— Von Rasputin, dem schwarzmeridischen Mystiker am russischen Hofe, erzählt Dr. Freiherr von Maday in der Märznummer von Velhagen & Klajings Monatsheften in höchst anziehender Weise Wir wollen wenigstens einige Abschnitte seines Aufzuges wiedergeben. Vor Jahrzehnten lebte in Pokrowskoje, einem westabgelegenen, armen Marktflecken im Tobolsker Gebiet, ein heruntergekommenener, wegen Diebstahl und recht schamloser, anderer Vergehen wiederholt vor Gericht abgeurteilter Bauer, Gregorij Jesimowitsch. Einmal war er wieder auf der Fahrt nach der Kreisstadt, um sich höheren Orts über ihn zur Last fallenden Verdacht des Mordfalls in alle Sündhaftigkeit zu verantworten, als er in der rumpeligen Postkutsche mit einem „Protokollanten“ ins Gespräch kam. Um sich Mut für die Auseinandersetzung mit Seiner Gnaden dem Herrn Richter zu machen, hatte er der Woblastische reißlich zugesprochen; in der Salbnarische mildernden Umstände beichtete er dem hohen geistlichen Herrn sein lasterhaftes Leben. Der empfahl ihm, als wohlwollender und nicht heftig denkender Menschenfreund, zur Buße-Geld für eine Kirche, die er bauen wollte, zu sammeln, und dieser Rat brachte tatsächlich reichen Segen in des Sünders Haus. Er wurde von Tag zu Tag nicht nur wohlhabender, sondern auch fröhlicher — freilich in seiner Art. Sein Haus wurde der Tempel von seltsamen „Weiseleuten“. Diverse Jeter brannten nachts Kerze im Hof, und darüber und darum her sprangen und tanzten, betend und heilige Lieder singend. Gregorij's Freundsinnen, um sich nachher bei verschwiegenen Gähgelaren von der anstrengenden Frömmigkeitsübung zu erholen. Schließlich wurde der Metropolit auf das Treiben aufmerksam und sandte eine der berühmten russischen „Revisionen“ nach Pokrowskoje. Eigener Art scheint die Antwort gewesen zu sein, die der erzbischöflich Abgesandte heimbrachte: Gregorij hatte eben bereits eine zahlreiche Gönnerchaft unter Damen wie unter Geistlichen, die Mitglieder seiner Kirchengesamtheit waren, um sich geschart und so dafür gesorgt, daß am Mantel christlicher Liebe, der sein Sündenwachstum zudeckte, keine Elle gekürzt wurde. Die Bahn für neue Taten auf dem Arbeitsfeld russischer Seelenrettung war also frei. Sie verlief zunächst nach verschiedenen Nowenköfern, dann aber geradenwegs nach Petersburg. An der Neva bestand ein Kreis gelangweilter Hofdamen, deren „metaphysischen Bedürfnissen“ es nicht mehr genügte, sich bei Kartenspielerischen Reiz über ihr Schicksal zu hofen oder von Pariser Schokoladen Götter des vierten Ranks sich vorführen zu lassen, deren erhabenerer Gatten nach herberer Kost bezehrte. Die Führerin dieses schamlosen Klubs, die Gräfin Ignatiess, hörte von dem kirchlichen Mystiker, aus dem Frau Sama einen lässlichen Abenteurer machte und ließ ihn auf Empfehlung und durch Vermittlung des Hofrats Warnawa schleunigst nach der Hauptstadt kommen. Die Entschädigung war zunächst nicht gering. Denn der Anstömmling zeichnete sich allerdings durch hässliche Kraft und Verbeiß, aber auch durch Unmännlichkeit und jeden edelmütigen Mangel an Rücksicht aus. In der ersten Zeit, als er, Meßer und Gabel verachtend, mit den Händen aus dem Teller essend, von den erhabenen Gönnerinnen verfanate, daß sie ihn die fettergewordene Finger sauber lühten, was als Zeichen der Demut und Stillsch der Herrschenreinigung eine erste Bedingung des Erlösungswerkes sei, hatte er gewonnenes Spiel. Solcher Kapitäl für Hofdamen hatte jedenfalls den Reiz der Neuartigkeit und sich außerordentliche Genugtuung für die Zukunft erhoffen. Es ist der reine Roman, der sich in diesem Lebensabenteuer des geschickten Schwindlers vor unseren Augen abrollt.

\* Das Telephon als Ruffinder. In einer großen Anzahl von französischen Lazaretten, sowohl im Innern des Landes wie auch an der Front, wird jetzt das Telephon als Ruffmittel benutzt, um die von Wundgeschwüren herrührenden Metallstücke im Körper von verwundeten Soldaten aufzufinden. Man bedient sich dazu eines Apparates, der auf dem Grundsatz der Induktionsströme beruht. Der West „hört“ den genauen Ort, wo sich irgend ein Metallstückchen im Kranken befindet, indem er mit einer kleinen beweglichen Nadel den Körper des Kranken abtastet und gleichzeitig am Telephon lauscht. Wenn die Nadel in die Nähe des verborgenen Metallstückchens kommt, so wird naturgemäß das elektrische Gleichgewicht des Systems gestört und am Telephon wird ein Ton gehört, der am kräftigsten an der Stelle ertönt, an der das Metallstückchen eingedrungen ist. Der Apparat besteht aus zwei magnetischen Rollen, die auf einer Platte befestigt sind. Sie sind mit der kleinen „Sonde“ verbunden, die aus zwei von einem Hartgummigehäuse umschlossenen Rollen besteht. Gleichzeitig heftet die Magnetrollen mit einem Telephon in Verbindung. Um die Töne im Telephon zu erzeugen, ist ein mit einer Batterie geladener Vibrationsapparat verwendet. Nach dem Befehl der Induktionsströme kann man den in dem Telephon gehörten Klang dadurch neutralisieren, daß man die Magnetrollen in die richtige Entfernung zueinander bringt.

\* Die unskritenenen Menschweichen. Wer der Ansicht war, daß der in Europa bekannte heilige Bureaufratius in Amerika keinen Einlaß erhalten hätte, wird durch eine von

**Matin** mitgeteilte lustige Meerschweinchengeschichte rasch eines Besseren belehrt. Auf einem amerikanischen Bahnhof erschien ein Farmer, um zwei an ihn gesandte Meerschweinchen abzugeben. Er wollte als Zoll nur 25 Cents pro Stück, den Tarif für kleine Scustiere, bezahlen, der Beamte aber verlangte den Tarif für Schweine, 30 Cents, da seiner Meinung nach Schweine mit oder ohne Zulaß „Meer“ eben Schweine wären. Denn das Gesetz habe einen solchen Unterschied nicht vorgesehen. Dierüber entstand ein großer Streit, der Farmer verweigerte die Bezahlung, der Beamte die Auslieferung, die Präsidenten großer gelegebender Körperschaften, Sachverständige, Gerichtshöfe wurden in die Angelegenheit hineingezogen, Telegramme und Expressbriefe gingen Monate lang hin und her. Nach der Entscheidung zugunsten des Farmers wurden ihm endlich die Meerschweinchen zugesandt, die sich inzwischen um das Dreifache vermehrt hatten. Und nun verweigerte er den Empfang, da er nur zwei Stück verlangt hätte und diese Originale nicht herausgehenden werden können. Die große Streitfrage bleibt also unentschieden.

**Petroleum als Salatöl?** Die Notwendigkeit, die im Lande vorhandenen Speiseöle so viel wie möglich zu sparen und der Herstellung von Kunstspeisefetten dienstbar zu machen, veranlaßt eine Umschau nach Ersatzmitteln aus anderen, bisher noch nicht für den Genuß verwerteten Quellen. Wie die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ (Verlag von Gustav Fischer in Jena berichtet, hat sich Dr. Edward Graess, ein bedeutender Erdforscher, praktisch mit der Frage beschäftigt, ob sich Mineralöle zum Speiseöleratz eignen. Er machte selbst in seinem eigenen Haushalt Versuche mit Paraffinöl und Schmierölerückständen aus rumänischem Petroleum. Er reinigte diese Mineralöle auf chemischem Wege so weit, daß sie ihren typischen Geschmack und Geruch verloren, und fand, daß sie beim Genuß weder unangenehme noch schädliche Wirkungen hervorbrachten. Es wird daher dem Reichsgesundheitsamt eine ernsthafte Erwägung dieser Frage empfohlen. Ein Nährwert ist dem Mineralöl freilich nicht eigen; es würde sich daher bei diesem Speiseöleratz um einen Vorzug handeln, wie wir ihn schon beim Ertrag des Zuckers durch Saccharin erlebt haben. Das neue Mineralöl dürfte wohl besonders als Salatöl in Frage kommen.

**Büchertisch.**

— **Gedichte aus ernster Zeit** von Anna Höpfner. Soeben ist im Verlag der v. Minichowschen Hof- und Universitätsdruckerei (Otto Rindt Witwe) daher eine kleine Schrift erschienen, deren Erlös zugunsten der Jubiläums-Spende bestimmt ist! Das Werk enthält mehrere Gedichte über Kriegs- und Zeitereignisse und schildert in gewandter Form und mit zu Herzen gehenden Worten die Stimmung des deutschen Volkes. Einzelne Gedichte sind bereits in verschiedenen Tageszeitungen zum Abdruck gekommen. Die jetzige Zusammenfassung in einem Bande dürfte manchem unserer Leser willkommen sein. Mit Rücksicht auf den guten Zweck, den die Schrift verfolgt, kann die Anschaffung zum Preise von 1.20 Mk. empfohlen werden. Die Verfasserin, die sich in so uneigennützig Weise in den Dienst der guten Sache gestellt hat, ist eine Gießenerin.

— **Neuerscheinungen der Universal-Bibliothek in neuer Ausstattung.** Nr. 5891—5893. Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein. Von Viktor von Scheffel. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. Emil von Salkwyl. Geh. 75 Pf., geb. M. 1.20 in Geschenkband M. 2.—. Das vollständige Werk, das Scheffels Ruhm begründet hat, wird hier in einer billigen, handlichen, sorgfältig durchgesehenen Ausgabe geboten, die es den weitesten Kreisen zugänglich machen wird. — Nr. 5894—5898. Kriegsgesetze des Deutschen Reiches. 5. Ergänzungsheft. Abgeschlossen am 1. Oktober 1916. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Karl Baunier. Geh. M. 1.25, geb. M. 1.80. — Nr. 5899. Die Soldaten. Eine Komödie von Jakob Michael Reinhold Lenz. Mit einer Einleitung von Paul Friedrich. Geh. 25 Pf. Der „deutsche Jökus“ am Berliner deutschen Theater hat einige Dramen früherer Zeit wieder aufleben lassen, die nur noch der Literaturgeschichte angehörten, während sie jetzt bei der Aufführung eine vorblühende Bühnenwirkung erzielen und dauernd den Spielplan beherrschen. Das erste dieser Stücke waren „Die Soldaten“ von Lenz aus der Zeit des Sturm und Dranges, die, im heutigen Kriegsgebiet Hainbern spielend, in unserer Zeit besonders interessierten; nicht durch Bezüge zum Kriege selbst, sondern als Abbild früheren Soldatenlebens, das einen völligen Gegensatz zum heutigen bildet. Vor allem aber feiert das Werk durch seine dichterische Vorzüge und das allgemeine Menschliche des Inhalts, der auf durchaus verwandte Tendenzen im jüngsten deutschen Drama der Weckend, Eulenberg u. a. trifft, wie Paul Friedrich in seiner Einleitung ausführlich. Zum ersten Male seit dem Jahre 1776 erschienen „Die Soldaten“ wieder in einer Einzelausgabe. Des Dichters vorausgehende Komödie „Der Hofmeister“ mit einer biographischen Skizze brachte die Univ.-Bibl. als Nr. 1376. — Nr. 5900. A. De Nora, das lockende

Blut und andere Novellen. Mit dem Bildnis des Verfassers und einer Einleitung von Carl W. Neumann. Geh. 25 Pf., geb. 60 Pf. Inhalt: Einleitung. — Das lockende Blut. — Der Fuß. — Zwei Wege. — Die Diebin. — Der Blinde. — Der Letzte. — Das Märzheft von Belhagen & Mafings Monatsheften bringt wieder eine reiche Fülle des anziehendsten Lesestoffes. Viele werden gern nach dem Aufsatz über das herzogliche Kurland greifen, andere wieder werden die durch viele Bilder illustrierte Schilderung der Kruppischen Kanonenfabrik in Essen zuerst zur Hand nehmen. Ganz an die Zeit Rängen weiter zueit Aufsätze an über die wirtschaftlichen Grundlagen des U-Boots-Krieges und über den berüchtigten mystischen Schwärmergeist Rasputin; zeitgemäß ist schließlich auch eine Schilderung des Grafen Scavini, wie es im Österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier zugeht, und zeitgemäß ist desgleichen eine tiefgründige, gelehrte Erörterung über Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit in der Politik. Mit dieser stattlichen Reihe von zeitgemäßen Aufsätzen ist aber der Inhalt des Märzheftes von Belhagen & Mafings Monatsheften nicht erschöpft, denn auch der Kunst, die in dieser Zeitschrift ja nie fehlt, ist ihr Recht geworden. Ueberaus interessant ist der Wiener Theaterbrief Ludwig Hirschfelds und sehr lesenswert ist auch die reich illustrierte Studie über den hochbegabten Maler und Zeichner Joh. Vincenz Cissarz. Die Romane und Erzählungen von Juliane Karwath, Th. Birt und Friedrich Frecha werden ebenfalls gern gelesen werden.

— **Feldpredigerfahrten an der Westfront.** Kriegserlebnisse aus großer Zeit von Ludwig Hoppe, Felddivisionssgeistlicher im Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost. 6.—9. Tausend. (152 Seiten mit vielen ganzseitigen Abbildungen.) Berlin NW 7, 1916, Furche Verlag. Preis 1 Mk.

— **Haus Ludwig, der Spion.** Seine Erlebnisse in England. Von Fritz Segelken. Umfang 18. Seiten. Preis 1 Mk. Verlagsanstalt Vogel & Vogel, G. m. b. H., Leipzig-N.

**Gießener Hausfrau-Verein.**

**Kochanweisungen.**

**Graupen und Pflaumen.** 1/2 Pfund Graupen, 1/2 Pfund Backpflaumen, Wasser, Salz, Zucker, 1 Eßl. Zimt, 25 Gramm Fett. Die Graupen werden abends vorher eingeweicht, gleichfalls die Pflaumen. Man läßt die Graupen fast gar kochen, gibt dann die Pflaumen, Zucker und Gewürz hinzu. Das Gericht muß nicht steif sein. Jetzt gibt man beim Anrichten darüber, kann es evtl. fortlassen.

**Buttermilchplinsen.** 300 Gramm Mehl, 1/3 Liter Buttermilch, 1 Eßl. Salz, Zucker, 1 gestr. Teelöffel Natron. Aus diesem roch glatten geschlagenen Teig backt man in der Pfanne mehrere kleine Plinsen, die mit dem Schöpflöffel dicht neben einander gesetzt werden, so daß sie nicht viel auseinanderlaufen, sondern mehr in die Höhe gehen. Dazu gedünstetes Obst oder Kartoffelsaat, doch läßt man in letzterem Falle den Zucker fort.

**Gemüsepudding.** 2 Pfund verschiedene Gemüse, 100 Gramm Graupen oder Gerstengrütze, 2 Eier, 100 Gramm Semmel, 50 Gramm Fett, Wasser, etwas Milch (notfalls Wasser) zum Einweichen der Bröckchen.

Man nimmt der Jahreszeit entsprechend Gemüse. Mohrrüben, Sellerie, Rosenkohl, Petersilienwurzel usw., kocht jedes für sich ab und schneidet es fein. Die Graupen läßt man mit der Gemüsepulve bis ausquellen. Eigelb, Fett werden gut mit der Semmel vermischt, dann Gemüse und Graupen hinzugeben, ein Eiweiß gehackte Petersilie und zuletzt den steifen Schnee der Eier. Das Gericht wird 1—1 1/2 Stunden in einer verschlossenen Puddingform gekocht.

**Bilderrätsel.**



(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Pyramide in voriger Nummer:

B  
M  
E  
W  
i  
l  
h  
o  
l  
m